

Die Erotik des Schreibens

Schreib, Bub: Warum Heribert Prantl mit 70 noch lange nicht satt ist und unheilbar neugierig bleibt.

VON MANFRED OTZELBERGER

Der Mann ist Frühaufsteher. Wenn Heribert Prantl große Leitartikel schreiben will, sitzt er manchmal schon um fünf Uhr am Schreibtisch, dann fließen die Gedanken aufs Blatt. „Manche Kommentare spreche ich dann laut vor mir her, Sprachfluss ist wichtig, Ungereimtheiten erkenne ich dann sofort. Diese Methode empfehle ich auch den jungen Kolleginnen und Kollegen. „Seine Leidenschaft ist ungebrochen: „Ich bin noch lange nicht satt, auch mit 70 nicht. Meine Neugier ist nicht gestillt. Schreiben ist Glück. Warum schreibe ich? Weil es nicht Zeit und Kraft kostet, sondern Zeit und Kraft gibt.“

In München und in seiner Regensburger Arbeitswohnung, wo er auf die Donau und das mittelalterliche Weltwunder der Steinernen Brücke schaut, schreibt Prantl, der im deutschen Journalismus den politischen Kommentar zum Kunstwerk erhoben hat: Pointiert, verständlich, originell, metaphernmächtig, relevant. „Die Würde des Menschen ist unantastbar“, Artikel 1 des Grundgesetzes ist sein Prinzip. Journalistenpreise pflastern seinen Weg, benannt nach Kurt Tucholsky, den Geschwistern Scholl, Theodor Wolff, Erich Fromm. Das adelt die Edelfeder Prantl. Aber wer ist dieser ebenso kernige wie kluge Oberpfälzer, der 35 Jahre die Süddeutsche Zeitung geprägt hat, wirklich unter der Oberfläche? Wie tickt der „Mensch Prantl“, so der Titel seines neuen Buches? Manfred Otzelberger besuchte ihn, um das Phänomen Prantl zu begreifen.

Das Gespräch beginnt mit einer P-Frage. P wie Prantl, P wie Provinz. Der Starjournalist kommt aus Nittenau, einem Städtchen in der Oberpfalz. „Provinz ist für mich kein Schimpfwort, sondern Heimat und Fundament, Heimat ist mehr als eine Postleitzahl. Provinz ist die kleine Welt, in der die Verhältnisse übersichtlich sind. Wenn man sich dort erprobt hat, kann man Größeres gestalten, hat Helmut Kohl einmal gesagt. Der Wunsch, die Heimat zu loben, ist kein brauner Wunsch. Mein Oggersheim heißt Nittenau“, sagt Prantl.

Heribert Prantl wächst im katholischen CSU-Milieu auf. „Ein Verwandter war in der SPD, der wurde wie ein Zeuge Jehova betrachtet. Mein Vater war in der CSU und viele, viele Jahre Vorsitzender des Kolpingvereins, ich war Ministrant und beim Bund der Katholischen Jugend. Der Glaube gab Geborgenheit. Aber natürlich war ich auch ein bisschen Revoluzzer. Meinen Vater,



der Stadtkämmerer war, störten meine langen Haare. Da half es nichts, dass mein Onkel sagte, dass Jesus auch lange Haare trug. Um meinen Vater nicht sehen zu müssen, stellte ich drei Wochen lang einen Schrank vor die Tür meines Zimmers und ging durchs Fenster in die Schule.“

Aber der eigensinnige Heribert, dessen Mutter Julie Schneidermeisterin war, liebte seinen Vater, der auch Heribert hieß. „Er hat mich zum Journalismus gebracht und mir die Unbefangenheit gegenüber den Großkopferten beigebracht; er schrieb Berichte für die Lokalzeitungen. Aber den Konjunktiv und die Inter-



*„Es ist nichts Schlechtes, sich für
einen Moment zu feiern.*

Wenn man auch die Gabe der Selbstkritik hat.“

„Schreiben ist Glück.
Warum schreibe ich?
Weil es nicht Zeit und
Kraft kostet, sondern
Zeit und Kraft gibt.“

punktion beherrschte er nicht so. Deshalb sagte ich mit 15 zu ihm: Das mach jetzt ich. Ich bediente drei Lokalzeitungen und verdiente viel Geld, acht Pfennig pro Zeile. Und dem Bischof gefiel meine Seite über die Glockenweihe in der Kirche so gut, dass er mich zum Essen einlud.“

Seine wichtigste Journalistenlehrerin war seine Großmutter, die 15 Kinder zur Welt gebracht hatte, meint Prantl: „Sie las viel in der Bibel und schrieb jeden Tag Briefe. Oskar, einer ihrer Söhne, war nach einem U-Boot-Einsatz der Wehrmacht im Atlantik verschollen, meine Oma schrieb immer wieder in die USA. Und machte sein Grab ausfindig. Weil sie hartnäckig in der Recherche war. So was inspiriert. Und sie hat mir geschichtliches Wissen vermittelt, wenn sie mir Geldscheine aus der Weimarer Republik zeigte. Ein Brötchen kostete damals eine Million. In der Sakristei fand ich auch noch Säcke voller altem Geld.“

Geschichte interessierte den Einserschüler, der später Schulsprecher wurde, brennend – auch weil ein Onkel fast eine historische Figur geworden wäre: „Er schoss als Polizist am 9. November 1923 auf Hitler bei dessen Marsch auf die Feldherrnhalle. Er hat bei jeder Familienfeier bedauert, dass er ihn nicht getroffen hat und immer wieder mit den Nazis abgerechnet. Es zeigte sich dabei so etwas wie die demokratische Tradition in unserer Familie.“

Journalismus statt Jura

Der Teenager Prantl war als Hobby-Journalist ein hochbegabter Autodidakt, aber er studierte erst mal Jura, Geschichte und Philosophie. Er war sechs Jahre lang als Richter, Staatsanwalt und Pressesprecher am Landgericht Regensburg. Machte aber auch nebenbei in der Referendarzeit („Ich war nicht ausgelastet“) Praktika beim Neuen Tag, der Stuttgarter Zeitung, dem BR und einem Südtiroler Radiosender. Mit 32 Jahren erteilte ihn dann der Anruf der SZ-Chefredaktion: „Sie suchten jemand mit juristischem Fachwissen. Das passte, aber die Gehaltsverhandlungen waren schwierig, weil ich ja meine Beamtenlaufbahn und die schöne Pension aufgeben musste. Aber die Neugier siegte. Zum Missfallen meines Vaters, der damals meinte: Wir Prantls waren und sind Bauern, Handwerker und Beamte, wir können so was nicht. Aber ich spürte, dass Journalismus meine Erfüllung werden kann. Und so kam es auch. Ich war als Richter und Staatsanwalt glücklich, aber als Journalist war und bin ich besonders glücklich.“



Dass Prantl als Staatsanwalt entgegen seiner Überzeugung ab 1985 bei den Auseinandersetzungen um die Wiederaufbereitungsanlage in Wackersdorf (nahe bei Nittenau) wackere Bauersfrauen anklagen musste, die kräftig demonstriert und auswärtige Prostierer mit Brotzeit und Unterkunft unterstützt hatten, trug sicher auch zum Berufswechsel bei. Er hätte die Verfahren gerne eingestellt. Der Riss ging auch durch seine Familie – sein Bruder war Chemiker bei der WAA. Staatsanwälte müssen Weisungen der Politik befolgen – anders als Richter. Der Freigeist Prantl, der heute noch eine Skulptur des Bauzauns auf seinem

Schreibtisch hat, wählte die Freiheit einer Redaktion. Und sein Vater fotografierte später stolz den Fernseher, als sein Sohn erstmals im Presseclub der ARD zu sehen war.

Prantl sollte, wenn es nach dem damaligen SZ-Chefredakteur gegangen wäre, als ehemaliger katholischer Staatsanwalt den harten Hund geben, die liberale SZ nach rechts rücken. Schnell zeigte sich aber: Die SZ hatte sich einen „Wolf im Schafspelz“ ins Haus geholt. Prantl profilierte sich schnell als leidenschaftlicher Verteidiger des liberalen Rechtsstaates. „Das hat meine Beliebtheit in der Redaktion gesteigert, denn am Anfang spürte ich das Misstrauen. Ich arbeitete Seit und Seit und Winzlingszimmer an Winzlingszimmer mit Giovanni di Lorenzo – und es war gut.“

Was ist für Prantl, den Altkanzler Schröder mal euphorisch „den dritten Senat des Bundesverfassungsgerichts“ nannte, das Schönste? „Es ist nicht, wenn Minister wie Boris Pistorius sich melden, um den Argumenten im Kommentar des ehemaligen Fähnrichs einer Bundeswehr-Radar-Einheit zu widersprechen. Am meisten freut es mich, wenn mir ganz normale Menschen auf der Straße sagen: ‚Ich lese Sie gerne. Danke!‘ Oder wenn ganze Familien über meine Artikel reden, weil sie da Neues entdeckt haben. Und die Standfrau am Viktualienmarkt und der Uniprofessor mich beide verstehen. Oder Schüler Kommentare von mir im Unterricht oder gar im Abitur behandeln.“

Aber auch der hochdekorierte Prantl, eine moralische Instanz, hat Dellen in seiner Karriere. Als er in einem brillanten Porträt über Andreas Voßkuhle, den Präsidenten des Bundesverfassungsgerichts, dessen Wohnung und Kochkünste beschrieb und nicht hinzufügte, dass er das nur aus Erzählungen kannte, fielen seine Gegner über ihn her. „Das tat weh. Plötzlich war ich verwundbar. Die SZ druckte eine Korrektur. Es stimmte alles in dem Artikel, aber ich hätte den Satz

dazu schreiben müssen, dass ein Kollege von Voßkuhle mir das erzählt hatte. Und ich nicht selbst am Tisch saß. Mich ärgert es, weil dadurch ein Schatten auf die gute Reportage fiel."

Ist Prantl, der Mann mit dem von weitem sichtbaren Charakterkopf (viel Locken, viel Bart), eine Diva, ein Narzisst? „Nein, dafür lobe ich andere viel zu gerne, aber ich bin schon auch stolz, wenn mir ein besonders guter Artikel geglückt ist, dann haue ich vor Freude auf den Tisch oder den Holzbalken über mir. Es ist nichts Schlechtes, sich für einen Moment zu feiern. Wenn man auch die Gabe der Selbstkritik hat."

In der Coronazeit hat Prantl für mehr Freiheiten plädiert, empfand den fürsorglichen Staat als übergriffig. Es war schrecklich für ihn, dass ihn dann Alexander Gauland im Bundestag als Kronzeuge zitiert hat. „Da fährt einem der Schreck in die Glieder, einfach ekelhaft. Aber wenn die AfD sagt, zwei plus 2 ist 4, kann ich nicht fünf sagen. Klar ist aber: Die AfD bemächtigt sich der Grundrechte nur zu Tarnung. Die Menschenwürde ist für diese Partei antastbar, sie ist die Würde nur der Menschen, die die Partei für würdig hält. Das ist ekelhaft. Es gibt keine Menschen zweiter, dritter und vierter Klasse,"

Hat der Journalist, der von Hassern als Verteidiger von Migranten auch körperlich attackiert wurde und Drohbriefe mit Exkrementen bekam, nie Lust gehabt, selbst in die Politik zu gehen? Prantl lächelt: „Ich bin in der Politik! Und habe als politischer Journalist vielleicht viel mehr Einfluss als im Parlament. Das Einzige, was mich gereizt hätte: In Bayern Justiz- und Innenminister gleichzeitig zu sein und zu zeigen, wie liberale Rechts- und Innenpolitik geht. Aber das ist verfassungswidriger Größenwahnsinn und völlig unrealistisch."

Interessanter als George Clooney

Und auch privat ist der sinnliche Kopfmensch Prantl glücklich: Er hat zwei Töchter, die eine Juristin, die andere auch Autorin. „Sie schrieb mit 25 schon besser als ich mit 35", sagt der stolze Vater. Er lebt zusammen mit der Journalistin Franziska Augstein, der Tochter von Spiegel-Gründer Rudolf Augstein, seit 25 Jahren sind die beiden ein Paar. „Heribert ist zu Frauen genauso freundlich wie zu Männern, nur ein bisschen charmanter", sagt Augstein und lacht. Da haben sich zwei Intellektuelle gefunden, die das Leben genießen. Dass Prantl auch zeitweise als Chefredakteur des „Spiegel" im Gespräch war, hat ihr gefallen. Es sollte nicht sein, sagt Prantl: „Es gab Gespräche, aber kein echtes Angebot. Von der Badischen Zeitung bekam ich noch in sehr jungen Jahren eines als Chefredakteur. Ich hätte dreimal so viel verdient wie damals bei der SZ. Aber ich hätte dort auch viele Leute aus den Lokalredaktionen entlassen müssen. Nicht mein Ding. Ich kann besser Leitartikel schreiben als Sparmaßnahmen durchziehen. Die SZ ist wie ein Olymp, ein journalistischer Himmel. Sie achtet die Freiheit ihrer Redakteurinnen und Redakteure. Das war, das ist ihr Erfolgsrezept – und soll es bleiben."

Eine Bekanntschafts-Anzeige aus der Süddeutschen Zeitung hat sich Prantl eingerahmt (und im kleinsten Raum seiner Wohnung aufgehängt): Da suchte eine Frau ausdrücklich keinen George Clooney, sondern einen Mann, der Heribert Prantl ähnelt. Weil der auf Dauer viel interessanter als Schönling Clooney sei. Prantl hat ihr nie geantwortet, obwohl ihn die Redaktion dazu aufforderte. Er kann darüber schmunzeln. Gern blickt Gutmensch Prantl (für ihn keine Beleidigung!) auch auf seine Zeit als Ministrant in der katholischen Kirche zurück – obwohl er die Kirche längst kritisch sieht. Aber sie gehört zu seiner Identität, er bleibt loyal. „Ich werde nie austreten, weil ich dann auch aus meinem Leben austreten müsste." Aber Prantl weiß auch, dass er „heiliges Glück" hatte. Ein Kaplan, der öfter in der Familie Prantl zu Gast war, hat Kinder missbraucht. „Es war schrecklich, es waren Verwandte von mir. Aber dennoch stelle ich nicht alle in der Kirche unter Generalverdacht. Der Schatten, der jetzt auf alle Geistlichen fällt, ist ungerecht. Es gibt wunderbare, vorbildliche Menschen in der Kirche."

Mit dem Du ist Prantl sparsam, mit Freundschaften zu Politikern erst recht. Aber von Heiner Geißler hat er das größte Kompliment bekommen: „Zwischen Politikern und Journalisten gibt es keine Freundschaft. Wenn es sie gäbe, wären wir Freunde." Helmut Kohl sprach nach dem Parteispandensandal kein Wort mehr mit Prantl: „Er nannte mich den selbsternannten Chefankläger und Wortführer aller Linken, unterstellte mir hinterhältige Bösartigkeit. Ich sagte ihm, dass vermutlich schon der Kassier des Kolpingvereins in seiner Welt links ist. Kohl war in seinem Zorn maßlos, aber ich habe nie die Hochachtung vor dem großen Europäer Kohl verloren."

Für junge Journalisten, die er gerne unterrichtet, hat Prantl auch einen Rat: „Werdet Journalisten – aber nur wenn ihr brennt und nicht einfach ‚Irgendwas mit Medien' machen wollt. Man muss die Erotik des Schreibens in sich haben, das Prickeln. Und man darf dabei nicht auf die Uhr schauen. Ich hätte wohl im Jahr zehn Leitartikel weniger schreiben sollen und dafür meine Kinder öfter sehen. Aber meine Begeisterung haben sie in sich aufgenommen. Und am Ende zählt Qualität mehr als Quantität. Ich liebe meine Töchter sehr und widme ihnen gerne meine Bücher."

Einen Traum hat Heribert Prantl noch: „Ich will nach so vielen Sachbüchern einen Roman schreiben. Mal sehen ob ich das kann. Meine Tochter hat mich gewarnt. Aber ich überrasche gerne – mich besonders. Ich fühle mich weder als Rentner noch im Unruhestand – ich mag diese Begriffe nicht. Ich will schreiben bis zum hoffentlich seligen Ende und ich glaube, dass das Schreiben auch den Kopf auf Zack hält. Meine Mutter war im hohen Alter auf liebenswürdige Weise dement. Die Liebenswürdigkeit war etwas Wunderbares; die Demenz nicht. Aber die Angst davor soll man gar nicht erst in sich hineinkriechen lassen. ‚Schreib, Bub', sagte einst die Großmutter zu mir. Daran will ich mich bis zum hundertsten Geburtstag halten." ■



Franziska Augstein und Heribert Prantl: Zwei Journalisten der SZ, die sich seit 25 Jahren lieben und inspirieren.

„Ich spürte, dass Journalismus meine Erfüllung werden kann. Und so kam es auch."



Manfred Otzelberger, hier im Gespräch mit Heribert Prantl, ist seit 2007 Redakteur bei der Buntten, Europas größtem People-Magazin. Der Autor vieler Biographien (Gabriele Pauli, Martin Schulz, Anneliese Kramp-Karrenbauer) beschäftigt sich mit Politik, Sport, Kultur und besonderen Menschen jedweder Art: „Ich will die Geschichte unter der Oberfläche erzählen, habe den Anspruch den ganzen Menschen zu zeigen, nicht nur die Funktion. Auch das Private ist politisch."